

Eva Ohlerth mit Frank Wittig

ALBTRAUM PFLEGEHEIM

Eine Altenpflegerin gibt Einblick
in skandalöse Zustände



riva

© des Titels »Albtraum Pflegeheim« von Eva Ohlerth (ISBN Print: 978-3-7423-1130-6)
2019 by riva Verlag, Münchner Verlagsgruppe GmbH, München
Nähere Informationen unter: <http://www.riva-verlag.de>

Vorwort

Die Generation, die heute in unseren Pflegeheimen lebt, hat Deutschland nach dem Krieg wieder aufgebaut. Hat aus teils ärmlichsten Verhältnissen kommend jahrzehntelang am wirtschaftlichen Aufstieg Deutschlands gearbeitet und durch Fleiß und Disziplin einen Wohlstand geschaffen, von dem wir heute so selbstverständlich profitieren. Wie kann es dann aber sein, dass ein großer Teil dieser Menschen, jetzt gebrechlich geworden und auf Hilfe angewiesen, so wenig Achtung und Hilfe und Wertschätzung erfährt?

Etwa 800 000 betagte Menschen sind in Deutschland in über 11 000 vollstationären Pflegeeinrichtungen untergebracht. In der überwiegenden Zahl dieser Fälle handelt es sich für die Heimbewohner um prekäre Lebenssituationen. Angst, Einsamkeit und die Vernachlässigung grundlegender Bedürfnisse der Heimbewohner sind an der Tagesordnung. Wir wollen in diesem Buch verschiedene Gründe aufzeigen, die zu den Missständen in den Pflegeheimen führen: zu physischer und psychischer Verwahrlosung, zu Misshandlung und Missachtung, schlicht zu Zuständen, die in einer freiheitlich demokratisch geprägten Gesellschaft als vollkommen inakzeptabel angesehen werden. So behandelt man keine Menschen!

Warum geschieht es dennoch? Obwohl es seit Jahrzehnten immer wieder Stimmen der Empörung gibt. So wie sie auch in diesem Buch zu Wort

kommen. Stimmen, die darauf hinweisen, dass es etwa in Artikel 1 des Grundgesetzes heißt: »Die Würde des Menschen ist unantastbar.« Und dass dieser erste und über allem stehende Grundsatz unserer Verfassung nicht vereinbar ist mit den Zuständen, die in unseren Altenheimen so häufig anzutreffen sind. Es ist absolut entwürdigend, einen Großteil des Tages in seinen Fäkalien liegend verbringen zu müssen. Es ist absolut entwürdigend, von Pflegekräften wie ein Objekt behandelt zu werden, dem gegenüber keinerlei Respekt aufgebracht wird. Es ist absolut entwürdigend, mittels Pharmazeutika in einen Dämmerzustand versetzt zu werden, um als problem- und willenslose Verfügungsmasse mit geringstem Aufwand durch den Betrieb des Pflegeheims geschleust zu werden. Es ist entwürdigend, als Vorwand für Lug und Betrug herhalten zu müssen, damit im Heim die Kasse stimmt.

Wir glauben, dass ein wichtiger Grund für das Fortdauern dieser beschämenden Verhältnisse tief in einer Kultur der Verachtung des Alters verwurzelt ist. Wobei man wohl differenzieren muss. Es ist noch nicht einmal das Alter an sich. Es sind die mit fortgeschrittenem Alter auftretenden Behinderungen des aktiven Lebens, die unsere Aversionen hervorrufen. Wir sind eine Leistungsgesellschaft. Sportlich, jugendlich, erfolgreich und aktiv zu sein, ist das Leitmotiv für Lebensentwürfe. Voller Terminkalender, dickes Portemonnaie, alle paar Jahre ein neues Auto vor der Tür (möglichst 180 PS und mehr), Urlaubsreisen, die auch die Nachbarn beeindruckten, Freude am Konsum ... diese Liste der angestrebten, von Leistungsfähigkeit zeugenden Lebensinhalte ließe sich leicht verlängern.

Was sich über Jahrzehnte zunächst produktiv und wohlstandsmehrend auswirkt, programmiert gegen Ende des Lebens einen Bumerang mit verhängnisvollen Folgen. All diesen Idealen der Leistung können Hochbetagte, können pflegebedürftige Menschen nicht mehr gerecht werden. Alte Menschen sind plötzlich keine »Bringer« mehr, sondern »Nehmer«

und angewiesen auf unsere Hilfe. Und sie erinnern uns schmerzlich daran, dass auch wir eines Tages unsere Leistungsfähigkeit verlieren, hilfsbedürftig und gebrechlich sein werden und versorgt werden müssen.

So sind wir bestrebt – und unsere ganze Kultur tendiert dahin –, das Alter zu verdrängen. Anti-Aging lautet die Devise. »Fit wie ein Turnschuh«, oder zumindest »rüstig« sollen die Alten sein. Dann sehen wir sie noch gerne. So werden sie auch in der Werbung als vorzeigbare Konsumenten präsentiert. Jenseits dieser Leistungsfähigkeit werden sie zu meist ausgeblendet.

In unserem Buch wollen wir zeigen, wie die ablehnende Haltung gegenüber dem Thema Alter zu einem Nährboden wird für einen viel zu häufigen, menschenverachtenden Umgang mit Hochbetagten in Pflegeheimen. Darüber hinaus wollen wir ökonomische Rahmenbedingungen ansprechen, die dazu führen, dass prekäre Zustände in unseren Altenheimen so häufig an der Tagesordnung sind. Rahmenbedingungen, die sich für Heimbewohner katastrophal auswirken, an denen viele Heimbetreiber aber nur zu gerne festhalten, weil sie ihnen auf Dauer den maximalen Profit sichern.

Unser Buch zeigt außerdem in der Gegenüberstellung von Ausbildungsinhalten und Pflegepraxis, wie es sein müsste und was stattdessen die traurige, mitunter zutiefst inhumane Realität in den Pflegeheimen ist. Es werden auch alle wesentlichen medizinischen Probleme erläutert, die in der Altenpflege bewältigt werden müssen. So werden den Angehörigen wichtige Hilfestellungen gegeben, Missstände in Pflegeheimen zu erkennen. Darüber hinaus wird deutlich: Pflege ist keine Luxusleistung, hat nichts mit »Bespäßung« betagter Heimbewohner zu tun. Pflege ist unabdingbarer Bestandteil eines medizinischen Konzepts, das darauf gerichtet ist, körperliche und geistige Gesundheit betagter Menschen solange wie möglich zu stärken und zu erhalten. So definiert es auch das Sozialgesetzbuch.

Was dieses Buch außerdem zu einem wichtigen, in dieser Form bisher nicht geleisteten Beitrag für die Diskussion über den Notstand in Pflegeheimen macht: Erstmals richtet eine erfahrene Pflegekraft einen kritischen Blick auch auf ihre Berufsgenossinnen und Berufsgenossen. Sie machen sich leicht zu Mittätern in einem System, das alte Menschen entwürdigend und oftmals brutal behandelt: wenn sie Abrechnungsbetrug decken und es zulassen, dass Verhältnisse als normal verstanden werden, die jedem pflegerischen Berufsethos widersprechen.

Ganz wesentlich trägt zu dieser Misere die Tatsache bei, dass vor allem Pflegehilfskräfte ohne Schulabschluss oder sonstige Qualifikationen in die Dienstpläne der Heime eingegliedert werden. So wird die Altenpflege vielfach zu einem Sammelbecken für gescheiterte Existenzen, für bildungsferne Hilfsarbeiter, oft unfähig zu Mitgefühl und ohne die für dieses Berufsbild so unerlässliche kommunikative Kompetenz. Diese erschreckende Bilanz zeugt von der verheerenden Fehleinschätzung dessen, was Pflegekräfte zu leisten haben, wenn sie ihre Aufgabe in den Altenheimen sinnvoll erfüllen sollen. Hier ist die Politik jenseits aller Kritik an Finanzierungsverhältnissen dazu aufgefordert, Rahmenbedingungen zu verändern und sicherzustellen, dass unseren betagten und hilfsbedürftigen Mitmenschen in den Pflegeheimen geeignetes Personal begegnet. Personal, das den Betagten mit Mitgefühl, Interesse und Engagement gegenübertritt.

Schließlich bietet unser Buch auch einen Leitfaden für Betagte, die in ein Pflegeheim einziehen möchten, dazu einen Fragekatalog für deren Angehörige, um mögliche Pflegeeinrichtungen auf ihre Eignung hin zu überprüfen.

Eva Ohlerth und Frank Wittig

1. Warum ich Nestbeschmutzerin wurde

Von Pflegerobotern und Scheintoten

Ich habe ihre Gesichter nicht vergessen. Nicht das Gesicht der Heimbewohnerin, die ihre Lebensmittel hamsterte und auf ihrer Fensterbank vor dem Zugriff der strengen Pflegekraft in Sicherheit bringen wollte. Die Bewohnerin stürzte dabei aus dem Fenster in den Tod. Ich vergesse nicht das Gesicht der alten Dame, die zu mir sagte: »Schwester, ich habe Angst vor der Nacht, wenn ich nicht weiß, wer kommt. Die Schwester Ursula schreit mich jedes Mal an ...« Ich vergesse nicht das schmerzverzerrte Gesicht der alten Dame, die von der ungelerten Pflegekraft beim Umlagern aus dem Bett geworfen worden war. Sie starb wenig später im Krankenhaus an ihren Verletzungen. Jetzt – beim Aufschreiben der Erinnerungen – sehe ich sie wieder vor mir. Gespenster aus der Vergangenheit. Zeugen des unmenschlichen Umgangs mit betagten, hilfsbedürftigen Heimbewohnern.

Ich freute mich. Ich war aufgeregt. Der erste Tag meiner Ausbildung. Gerade war ich 25 Jahre alt geworden. Und so hatte ich mir meinen Einstieg in die Pflege alter Menschen vorgestellt: eine ausführliche Einweisung in den behutsamen und sorgfältigen Umgang mit greisen,

hilfsbedürftigen Menschen. Ich hatte mich darauf gefreut, die alten Menschen auf ihrem Lebensweg zu begleiten, sie zu unterstützen, wo sie meine Hilfe brauchten, um ihren Alltag soweit wie möglich selbstbestimmt zu bewältigen. Helfen, dass sie trotz ihrer Gebrechen, trotz ihrer Hinfälligkeit ein erträgliches, wenn nicht sogar angenehmes Leben würden führen können. Das Foyer des Münchner Altenheimes beeindruckte mich. Ja, es machte auf mich einen geradezu herrschaftlichen Eindruck. Der Empfang schien von einem professionellen Heim mit gehobenen Ansprüchen zu zeugen. Hier war alles sauber und adrett, der Umgangston gepflegt, das Personal höflich. Ich dachte: Toll! Das wird dein Ausbildungsplatz und vielleicht auch einmal dein Arbeitsplatz.

Ansprechende Fassade

»Jedem Anfang wohnt ein Zauber inne« – hat Hermann Hesse geschrieben. Schade nur, dass mein Zauber hier im Pflegeheim so schnell verflog. Immerhin brachte mich die Heimleitung damals noch persönlich auf die Station und stellte mich Gertrud vor. Gertrud war eine erfahrene und pflichtbewusste Altenpflegerin. Sie hatte eine unscheinbare Gestalt, war blass und sehr zurückhaltend. Mit Lob und Anerkennung ging sie sparsam um, machte Dienst nach Vorschrift und war ziemlich humorlos.

Mit ihr durfte ich mitlaufen und bekam schon nach wenigen Schritten im Wohnbereich der Betagten einen ersten Schock. Der Geruch von Fäkalien und Erbrochenem vermischt mit Essensgerüchen, schwängerte die Luft. In meinem Kopf arbeitete es fieberhaft. Ein Unfall? Ein Sonderfall? Das konnte doch kein Alltag sein? Oder? Die Ausdünstungen erzeugten in mir einen derartigen Ekel, dass ich eine Woche lang nicht in der Lage war, auf dieser Station zu essen.

Gertrud nahm mich also mit in meinen ersten Frühdienst. Sie sagte, ich solle ihr beim Arbeiten zuschauen, damit ich die Arbeit morgen alleine kann. Verrückt! Oder? Die Lernzeit: ein ganzer Tag! Ich musste in der Folgezeit lernen, dass dies typisch für das Pflegeumfeld war. Darin zeigt sich, wie fundamental falsch der ganze Pflegebereich eingeschätzt wird. Der dazugehörige Spruch »Pflegen kann doch jeder« sollte zum meistgehassten Satz meines Arbeitslebens werden. Gertrud kam mir vor wie ein Roboter. Sie ging kaum auf die Bewohner ein, war höflich, aber nicht freundlich. Sie erledigte die anfallende Arbeit freudlos, es gab kaum ein Lächeln in ihrem Gesicht. Wir gingen von Zimmer zu Zimmer und arbeiteten den Katalog ab: Grundpflege, Behandlungspflege, Medikamentenabgabe, Lagerungen, Frühstück zubereiten, Essenseingaben, Wechsel des Inkontinenzmaterials und Toilettengänge, falls es die Zeit zuließ. Gesprochen wurde dabei wenig, wir mussten uns beeilen, um bis zum Mittagessen mit der Arbeit fertig zu sein.

Bei den Scheintoten

Während Gertrud mich über den Gang führte, sah ich links und rechts – sofern die Türen offen standen – in die Zimmer. Viele Bewohner lagen teilnahmslos in ihren sauber bezogenen, weißen Betten. Sie wirkten auf mich wie Scheintote. Ein gespenstischer Anblick. Ich weiß noch, wie ich versuchte, den Eindrücken einen Sinn zu geben. Ruhezeit? Aber es war noch früh am Vormittag! Ich hatte definitiv mehr Leben im Heim erwartet: Alte, die in kleinen Grüppchen beisammensaßen, sich unterhielten, etwas spielten; Pflegekräfte, die sich auf ein Wort dazugesellten. Sollte für viele Mitarbeiter hier soziale Teilnahme am Leben der Heimbewohner überhaupt nicht zu ihrer Arbeit zu gehören?

Schnell merkte ich, dass Pflegekraft nicht gleich Pflegekraft ist. Die einen – lassen Sie es mich einmal so drastisch ausdrücken – versorgten

Biomasse und die anderen versorgten Menschen. Diese echten Pflegekräfte gingen auf die Heimbewohner ein und zeigten, dass sie auch betagte, oft hilflose Menschen als Individuen, als Persönlichkeiten ernst nahmen. Und nicht nur als etwas ansahen, das Arbeit macht. Ich kam an diesem Abend in einem seltsamen Zustand zu Hause an. Einerseits tief enttäuscht über die teilnahmslose Routine, mit der viele meiner neuen Kollegen ihre Arbeit verrichteten; über die teils erbarmungswürdigen hygienischen Zustände, über die insgesamt unwürdigen Bedingungen, in denen die Heimbewohner dort ihren Lebensabend zu fristen hatten und darüber, dass im Heim offenbar niemand außer mir darüber erschrak oder sich auch nur zu wundern schien. Auf der anderen Seite wollte ich natürlich nicht gleich am ersten Tag die Flinte ins Korn werfen. Vielleicht hatte ich ja doch zu naiv-idealistische Vorstellungen vom Alltag im Pflegeheim. Ich habe an diesem Abend geweint. Wie auch an vielen anderen Abenden in den folgenden Jahren.

Heute bin ich mir sicher, dass meine Vorstellungen von guter Pflege nicht naiv sind. Ich habe auch fünf Jahre in der Schweiz gelebt und durfte dort ein Gesundheitssystem kennenlernen, das vom deutschen Modell zum Teil extrem abweicht. Zum Beispiel in puncto Pflegeheim. Dabei gehören Pflegeheime hierzulande streng genommen nicht zum Gesundheitssystem – ein schwerer Webfehler in unserem System. Denn dies führt dazu, dass in vielen Bereichen des Gesundheitswesens deutlich suboptimale Leistungen erbracht werden, weil die dadurch anfallenden Kosten wenig später auf das Pflegesystem abgewälzt werden können. So bei der Rehabilitation nach Operationen.

Die Pflege in der Schweiz funktioniert dagegen besser. Pflegekräfte werden dort geachtet und deutlich besser bezahlt und Pflegekräfte achten die zu Pflegenden. Eine Pflegekultur, von der wir in Deutschland nur träumen können. Und deshalb stehen wir hierzulande auch vor einem Pflege-Gau: Bei der demografischen Entwicklung und der Tatsache, dass

bis 2030 ein großer Teil der Pflegerinnen und Pfleger aus dem Beruf ausscheidet, wird dann ein Drittel der Pflegebedürftigen massiv unterversorgt sein. Eine Horrorvision.

Gestatten: Nestbeschmutzerin

Ich heiße Eva Ohlerth, Jahrgang 1959. Ich wurde als zweitältestes von fünf Kindern geboren und lernte so schon sehr früh, Verantwortung für meine drei jüngeren Geschwister zu übernehmen. Der Altersunterschied betrug zwischen 10 bis 18 Jahren. Für mich war es immer eine Selbstverständlichkeit, für andere zu sorgen. Dieses Verantwortungsgefühl zieht sich wie ein roter Faden durch mein Leben. Und noch etwas begleitet mich in meinem Leben: Ungerechtigkeit kann ich nicht ausstehen, mir gegenüber nicht und auch anderen gegenüber nicht. Wenn Kinder beim Spielen ausgegrenzt wurden, machte ich nicht mit und verteidigte diese, so gut ich konnte. Wenn Schwächere diskriminiert, verspottet, ausgelacht oder körperlich attackiert wurden, mischte ich mich ein, oft ohne zu überlegen, ob ich dadurch selbst zum Opfer wurde. Es spielte für mich keine Rolle, ob es um Kinder, Frauen, Obdachlose oder alte Menschen ging. Wenn ich beobachtete, wie sie Opfer von Spott und/oder Gewalt wurden, konnte ich nicht anders: Ich mischte mich ein.

Einmal stand im Supermarkt an der Kasse eine alte Dame vor mir in der Schlange. Als sie bezahlt und die Kasse passiert hatte, kam ein Ladendetektiv, versperrte ihr den Weg und sagte laut, sodass alle Kunden in der Schlange es hören konnten: sie solle sofort ihre Tasche öffnen, er habe beobachtet, wie sie Lebensmittel in der Tasche habe verschwinden lassen ohne zu bezahlen. Mit piepsiger Stimme brachte die alte Dame eine Entschuldigung hervor. Ich hatte den Eindruck, dass es der Dame nicht gut ging. Ich erklärte dem Ladendetektiv mit ruhiger Stimme, er solle die Dame in Ruhe lassen. Wenn sie gestohlen habe, könne er sie

ja diskret im Büro befragen, aber sich hier zur Belustigung der Kunden so aufzuplustern und die alte Dame so zu beschämen sei der Situation keineswegs angemessen. Ich hatte den Eindruck, dass die Frau etwas verwirrt war. Als der Ladendetektiv mit der Polizei drohte, bat ich ihn, diese zu holen und bot mich an, solange bei der Frau zu bleiben. Er sagte jetzt in einem leiseren Ton, sie solle verschwinden und nicht wiederkommen, er sehe jetzt nochmal von einer Anzeige ab, da er ja die unbezahlte Ware zurückbekommen habe.

In einem Praktikum in einer sozialtherapeutischen Einrichtung hatte ich psychisch kranke Menschen kennengelernt, die dank einer funktionierenden medikamentösen Einstellung nicht mehr in einer geschlossenen Einrichtung untergebracht worden waren, sondern in Begleitung von Pflegepersonal in einem großen Haus wohnten. Der Heimleiter dieser Einrichtung erklärte mir eines Tages, ich hätte ein besonderes Geschick, positiv auf kranke und abhängige Menschen einzuwirken, und er ermutigte mich, eine Ausbildung in der Pflege zu machen. Er ist es gewesen, der mich in die Ausbildungsstelle in das Münchener Pflegeheim vermittelte.

Mittlerweile arbeite ich seit annähernd drei Jahrzehnten in der Pflege. Die Arbeit in Pflegeheimen habe ich allerdings vor zehn Jahren aufgegeben. Im Rahmen dieser Institutionen lässt sich in Deutschland in aller Regel keine gute Pflege realisieren. Häufiger ist der Fachbegriff *Gefährliche Pflege* angemessen. Wir sprechen davon, wenn Heimbewohner nicht die persönliche und vor allem nicht die medizinische Zuwendung (»behandelnde Pflege«) bekommen, die sie benötigen, um gesund zu bleiben. Die Gefährliche Pflege ist eine Form der Körperverletzung oder zumindest der unterlassenen Hilfeleistung. Beide Tatbestände stellen im normalen Leben eine Straftat dar, die juristisch verfolgt wird. In der Welt der Pflegeheime gelten aber seltsamerweise andere Gesetze. Um zu zeigen, warum diese absolut inakzeptablen Zustände in Deutschland ge-

radezu die Regel sind, habe ich zusammen mit dem Medizinjournlisten Frank Wittig dieses Buch geschrieben.

Körperverletzung und unterlassene Hilfeleistung

Nachdem ich den Dienst in der stationären Pflege (im Pflegeheim) quittiert hatte, machte ich mich zunächst als ambulante Pflegerin selbstständig. Ich besuchte Pflegebedürftige zu Hause. Waschen, Lagern, beim Anziehen helfen oder beim Essen – all das geht auch im Rahmen der häuslichen Pflege. Doch dann änderten sich mit der Pflegeversicherung die gesetzlichen Rahmenbedingungen. Von da an wurden vom ambulanten Pflegepersonal minutengenaue Abrechnungen gefordert. Für jede Handreichung war ein genaues Zeitbudget definiert. Ein erfolgreiches Arbeiten, eine humane Pflege war so nicht mehr möglich. Ich kann das Bedürfnis der Bürokraten verstehen, anfallende Kosten klar zu definieren: Füttern: 12 Minuten, Waschen: 20 Minuten, Lagern: 1,5 Minuten. Das ist aber im Umgang mit pflegebedürftigen Menschen kein angemessener Ansatz.

Pflege ist eine persönliche, intime Begegnung zwischen einem bedürftigen Menschen und einem Menschen, der die Möglichkeit haben muss, auf diese Bedürfnisse angemessen einzugehen. Das ist keine Arbeit wie Strümpfstricken. Das lässt sich nicht in ein verbindliches Minutenkorsett zwingen. Was John Ford vor 100 Jahren erfolgreich in der Autoindustrie eingeführt hat – exakte Definition von Arbeitseinheiten am Fließband – und was unter dem Begriff Taylorismus in der ökonomischen Theorie einen festen Platz hat, ist den Verhältnissen im Bereich der Pflege wesensfremd. Dieses Herangehen taugt nicht, hilfsbedürftigen Menschen eine adäquate Zuwendung zukommen zu lassen. Uns Pflegekräften im ambulanten Dienst bleibt seitdem nur die Wahl, falsch abzurechnen oder persönlich draufzuzahlen.